

Heidi Möller
Wolfgang Hegener

Supervision: Kunst oder Wissenschaft?

Zusammenfassung: In der Betrachtung der Supervision begegnen sich zwei unterschiedliche Perspektiven. Einerseits wird Supervision als schlichte Anwendung wissenschaftlich gewonnener Erkenntnisse gewertet. Andererseits läßt sie sich jedoch auch als eine »Kunst« begreifen. Die Autoren gehen davon aus, daß sich professionelles supervisorisches Handeln nicht hierarchisch einem wissenschaftlichen Regelwerk unterstellen läßt, sondern daß beide Bereiche gleichberechtigt ihren je eigenen Diskurs- und Handlungsformen folgen. Sinnvoll scheint es, das supervisorische Tun als einen heuristischen Suchprozeß zu beschreiben und ihn mit Hilfe der Erkenntnisse der Kreativitätsforschung besser zu verstehen. Die Autoren plädieren weiterhin dafür, daß eine psychoanalytisch orientierte Supervision nur als ein dialogisch-intersubjektives Geschehen begriffen werden kann, in dem die biographische »Wahrheit« oder das institutionelle bzw. organisatorische Unbewußte in einem gleichsam poetisch-schöpferischen Akt zwischen Supervisor und Supervisand(en) gemeinsam erfunden und erzeugt wird.

Kunst und Wissenschaft – ein unüberbrückbarer Gegensatz, gar Widerspruch oder ein sich befruchtendes Verhältnis? Beide haben sich im Laufe der letzten Jahrhunderte immer weiter auseinander entwickelt. Es scheint sich um weitgehend von einander unabhängige und fast gänzlich von einander geschiedene Bereiche zu handeln, die nach je eigenen, nicht ineinander überführbaren Regeln und Prinzipien funktionieren. Zählt in der Kunst Kreativität, Intuition und Subjektivität, so ist Wissenschaft traditionell durch andere Tugenden beherrscht: Der Erkenntnisprozeß soll geregelt, möglichst unter Ausschluß von subjektiver Willkür und vermittels des disziplinierten Einsatzes einer objektiven Vernunft vonstatten gehen. Wie kann sich Supervision innerhalb dieses Verhältnisses situieren?

Ist sie ganz dem Kanon wissenschaftlicher Verfahren zuzuschlagen, wie es die Mehrheit der Forscher und auch einige Praktiker wollen? Oder kommt sie in die Nähe eines poetischen und ästhetischen Tuns und bringen im Supervisionsprozeß Supervisoren, Teams und Gruppen nicht durchaus kunstvoll eine neue Wirklichkeit hervor, die einer Novelle oder einem Roman gleicht?

Diesen Fragen wollen wir in diesem Aufsatz kursorisch nachgehen. Wir wollen nachsehen bei Freud, der vor ziemlich genau 100 Jahren die Psychotherapie im heutigen Sinne institutionalisiert hat, und die spannungsreiche und zerrissene Geschichte nach ihm schlaglichhaft nachvollziehen. Es liegt bei diesem Thema nahe, sowohl die wissenschaftliche Forschung als auch kreative Prozesse zu untersuchen, die nicht nur in den künstlerischen Produktion eine Rolle spielen, sondern sich eben auch auf supervisorisches Handeln anwenden und übertragen lassen. Wenn es denn wahr ist, daß Kunst und Wissenschaft sich im Feld der Supervision berühren, so wird der Gegensatz zwischen ihnen vielleicht nicht mehr so kraß ausfallen, und es werden Übergänge möglich. Wenn Wissenschaft sich von Kunst affizieren läßt, so wird sie sich erweitern und, was nicht unwesentlich ist, nicht nur darauf achten, daß ihre Erkenntnisse »wahr«, sondern auch schön sind.

Freud zwischen Neuropathologie und Novellistik

In einer berühmt gewordenen Stelle in den zusammen mit Josef Breuer verfaßten »Studien über Hysterie« (Freud 1895) hat Freud Psychotherapie in ein eigentümliches Spannungsverhältnis gestellt, das Geschichte gemacht hat. Er schreibt: »Ich bin nicht immer Psychotherapeut gewesen, sondern bin bei Lokaldiagnosen und Elektroprognostik erzogen worden wie andere Neuropathologen, und *es berührt mich selbst noch eigentümlich, daß die Krankengeschichten, die ich schreibe, wie Novellen zu lesen sind*, und daß sie sozusagen des ernstesten Gepräges der Wissenschaftlichkeit entbehren. Ich muß mich damit trösten, daß für dieses Ergebnis die Natur des Gegenstandes offenbar eher verantwortlich zu machen ist als meine Vorliebe; Lokaldiagnostik und elektrische Reaktionen kommen bei dem Studium der Hysterie eben nicht zur Geltung, während eine eingehende Darstellung der seelischen Vorgänge, wie man sie vom Dichter zu erhalten gewohnt ist, mir gestattet, bei Anwendung einiger weniger psychologischer Formeln doch eine Art von Einsicht in den Hergang einer Hysterie zu gewinnen. Solche Krankengeschichten wollen beurteilt werden wie psychiatrische, haben aber vor letzteren eines voraus, nämlich die innige Beziehung zwischen Leidensgeschichte und Krankheitssymptomen, nach welcher wir in den Biographien anderer Psychosen noch vergebens suchen« (ebd., S. 227; Hervorhebung H.M. und W.H.).

Freud, der – historisch gesehen – zum erkennbar ersten Mal ein im

heutigen Sinne psychotherapeutisches Setting und Psychotherapie als eine »personalisierte Dienstleistung« (Goffman 1972) etabliert hat, formuliert an dieser Stelle eindrücklich das schlechte Gewissen der psychotherapeutisch Heilkundigen. Wir alle stehen gewissermaßen kollektiv unter dem Verdacht, daß das, was wir tun, nicht strikten wissenschaftlichen Kriterien genügt und sich nicht als »Anwendung« oder »Konsum« wissenschaftlich gewonnener Theorien und Befunde einrichten läßt (vgl. Buchholz 1997).

Supervision ist ebensowenig wie Psychotherapie den Ingenieurwissenschaften vergleichbar, die traditionell als Anwendungen der theoretischen Naturwissenschaften gelten (und auch eine solche Ableitung ist höchst fragwürdig, wie die Professionstheorie festgestellt hat). Das behauptete Spannungsverhältnis läßt sich genauer so formulieren: Einerseits entstammt die im Entstehen begriffene junge Profession Supervision als Disziplin der Soziologie, Sozialpsychologie, Organisationswissenschaft, Sozialarbeit, Persönlichkeitspsychologie, Gruppendynamik, Kommunikationstheorie und – je nach theoretischer Ausprägung den Psychotherapieschulen, die sich weitgehend und strikt am natur- bzw. sozialwissenschaftlich entlehnten Theorie- und Methodenverständnis orientieren. Andererseits jedoch ist den meisten Praktikern und auch einigen Forschern zunehmend klar, daß es eine unüberbrückbare Differenz zwischen den Erfordernissen einer empirisch-quantitativen Forschungsmethodologie und denen des alltäglichen supervisorischen Tuns gibt. Während bei jenem der Experimentator bzw. Untersucher scheinbar eine objektive und neutrale Beobachtungsposition einnehmen kann, ist in diesem der Supervisor notwendigerweise und unumgänglich Teil der Situation.

Es geht bei supervisorischem Handeln um ein im höchsten Maße subjektives Geschehen, das keinen im üblichen Sinne gesetzmäßigen Ablauf darstellt und sich nicht experimentell reproduzieren läßt. Das hat zur Folge, daß das therapeutische Tun eher einer novellistischen Kunst gleicht, in der es gerade um die individuelle Einzigartigkeit des Geschehens geht. Diese Einzigartigkeit ist jedoch keineswegs zufällig und beliebig, in ihr drückt sich vielmehr Allgemeines in einer eigentümlichen Weise aus. Die novellistische Kunst besteht vielleicht gerade darin, am Einzelfall gesellschaftliche und institutionelle »Wahrheit« zu exemplifizieren. Diese Einsicht hat methodologische Konsequenzen. Allgemeines wird nicht dadurch erkannt, daß man, dem Gesetz der großen Zahl folgend, über den »Einzelfall« hinweg schießt, ihn zu Kennziffern verrechnet und damit zum Verschwinden bringt, sondern gerade umgekehrt: Je tiefer wir in eine einzelne supervidierte Lebens- und Krankengeschichte, Gruppen- und Teamdynamik einsteigen und sie zu verstehen versuchen, um so mehr erfahren wir über allgemeine und strukturelle Zusammenhänge (vgl. Bude 1993).

Im Rückblick auf die »Studien über Hysterie« und die Entwicklung der Psychoanalyse kann Freud deshalb in seiner Betrachtung einer Erzählung des Dichters Jensen schreiben: »Es war dem Verfasser, als er sich in den auf

1893 folgenden Jahren in solche Forschungen über die Entstehung der Seelenstörungen vertiefte, wahrlich nicht eingefallen, Bekräftigung seiner Ergebnisse bei Dichtern zu suchen, und darum war seine Überraschung nicht gering, als er an der 1903 veröffentlichten 'Gradiva' merkte, daß der Dichter seiner Schöpfung das nämliche zugrunde lege, was er aus den Quellen ärztlicher Erfahrung als neu zu schöpfen vermeinte. Wie kam der Dichter nur zu dem gleichen Wissen wie der Arzt, oder wenigstens zum Benehmen, als ob er das gleiche wisse?« (Freud 1907, S. 81)

Ähnlich argumentiert Freud in einem kleinen Aufsatz, der sich mit der »Vorgeschichte der analytischen Technik« (Freud 1920) beschäftigt. Er setzt sich dort mit dem von Havelock Ellis erhobenen »Vorwurf« auseinander, die Psychoanalyse sei nicht als ein Stück wissenschaftlicher Arbeit, sondern als eine künstlerische Leistung zu bewerten. Diese Auffassung, die Ellis in »liebenswürdiger«, ja »schmeichelhafter« Weise vorgetragen hat, muß Freud »aufs entschiedenste« zurückweisen; er erblickt in ihr eine besonders gefährliche Wendung des Widerstandes gegen die Psychoanalyse. Andererseits jedoch kann Freud nicht umhin, in diesem Text einigen literarischen Autoren eine Vorläuferschaft anzutragen. So erwähnt er hier den schon in der Traumdeutung (Freud 1900) zitierten Brief Schillers an Körner, der die produktive Beachtung des freien Einfalls empfiehlt (s.u.). Noch wichtiger für die Herkunft der so zentralen Methode der freien Assoziation scheint ihm jedoch ein kleiner Aufsatz von Ludwig Börne zu sein, der den Titel trägt: »Die Kunst, in drei Tagen ein Originalschriftsteller zu sein«. Börne empfiehlt hier: »Nehmt einige Bogen Papier und schreibt drei Tage hintereinander, ohne Falsch und Heuchelei, alles nieder, was euch durch den Kopf geht« (zit. n. Freud 1920, S. 311). Freud räumt ein, daß er diesen Text schon früh gelesen haben mag, mit 14 Jahren bekam er nämlich die Werke Börnes geschenkt. Ein möglicher Fall von Kryptomnesie also. Doch hier geht es nicht nur um persönliches Vergessen oder Halbvergessen. Im Spannungsfeld von Kunst und Wissenschaft muß Freud die Psychoanalyse auf der Seite der Wissenschaft einordnen. Aber diese Verortung gelingt ihm nicht, er muß die Stellung der Psychoanalyse nicht nur zwischen den Wissenschaften, sondern zwischen unterschiedlichen Diskursformen anerkennen. Die Beschäftigung mit dem Unbewußten erzwingt geradezu den Rückgriff auf andere als die klassisch-wissenschaftlichen Darstellungsformen.

Supervision als Wissenschaft

Bevor wir auf die von Freud gestellte Frage nach den in Dichtung und Therapie wirksamen Einsichtsfaktoren eingehen wollen – eine Antwort auf sie läßt sich annäherungsweise zum einen im Rückgang auf Erkenntnisse der Kreativitätsforschung (vgl. etwa Seiffge-Krenke 1974) und andererseits auf Prozesse der intersubjektiv-dialogischen Herstellung

von »Wahrheit« in der Verschränkung von Übertragung und Gegenübertragung finden – soll cursorisch der andere Pol des angesprochenen Spannungsverhältnisses thematisiert werden, der Versuch nämlich, dem supervisorischen Tun ein »wissenschaftlich ernstes Gepräge« zu geben.

Die Disziplin Supervision steckt noch in den wissenschaftlichen Kinderschuhen (vgl. Auckenthaler 1995). Wir möchten davor warnen, daß sich die Supervisionsszene in Zeiten der Proklamierung von Effizienzkontrolle und Qualitätssicherung allzu schnell unter Druck setzen läßt. Übereilt diesem Zeitgeist zu folgen und sich an üblichen und etablierten Forschungsstrategien positivistischer Provenienz zu orientieren, könnte mittel- und langfristig fatale Folgen haben. Die Anwendung eines aus der nomologischen Psychologie stammenden Methodenrepertoires können wir nur als Antwort auf einen Rechtfertigungszwang interpretieren, der in Zeiten der Verknappung ökonomischer Ressourcen und dem damit zusammenhängenden Kampf um die Pfründe geschaffen wird. Schlichte Modelle werden mit der heißen Nadel gestrickt, und man rettet sich in Scheinsicherheiten. Die Hinwendung zu dieser Form psychologischer Forschung ist allzu fragwürdig, da sie einen Rückschritt hinter längst Erreichtes bedeuten würde.

Vermutlich werden alle in der Supervision tätigen und wissenschaftlich mit der Supervision beschäftigten Menschen die Bestandsaufnahme von Petzold (1996) im *Informationsdienst der Deutschen Gesellschaft für Supervision* teilen, daß die Supervisionsforschung in den Kinderschuhen steckt (vgl. auch Auckenthaler 1996; Carfio & Hess 1988; Martin, Goodyear & Newton 1987; Barlett, Goodyear & Bradley 1983). Dabei läßt sich dieses »vorwissenschaftliche Stadium« auch als Chance begreifen, eine gegenstandsangemessene Methodik zu entwickeln und die Fehler, wie sie zum Teil in der Psychotherapieforschung gemacht wurden, zu vermeiden.

Dennoch läßt sich der Graben zwischen Theorie und Praxis auch in der Supervision nicht einebnen. Jaeggi prononciert es für die Psychotherapieforschung folgendermaßen: »Müssen wir uns also abfinden mit dem offensichtlich nur vage heuristisch wirksamen Gerüst der Theorie für die Praxis? Ich glaube: ja!« (Jaeggi 1991, S. 119).

Die verbleibende Fremdheit zwischen supervisorischem Tun und forschendem Denken hat auch förderliche Aspekte. Erstens kann es keine einfachen Ableitungsverhältnissen von Theorie zur Praxis geben. Diese sind weder möglich, denkbar noch sinnvoll. Zweitens ist es genau die Differenz – wollen wir die Forschung für den Moment als Triangulierungschance für die Praxis betrachten – das Anderssein und der Dialog zweier Kulturen, den wir als fruchtbar für beide Seiten werten möchten. Aus dieser Spannung heraus kann viel erwachsen.

Sicherlich ist die Diskussion um qualitative versus quantitative Forschung genauso unerquicklich und von einer Vielzahl von Eitelkeiten geprägt, wie die Frage des Theorie-Praxis Dialogs. Jaeggi zeigt einen u. E. schlichten, jedoch richtungsweisenden Weg aus diesem Dilemma: »Quantifi-

zierungen sind nur da angebracht, wo es sich um Quantitäten handelt« (Jaeggi 1994, S. 59). Hier kann es auch nicht um ein entweder/oder gehen, sondern um eine sinnvolle, der Fragestellung angemessene Integration unterschiedlicher methodischer Vorgehensweisen.

Wir finden innerhalb der Supervisionsforschung weiterhin die Diskussion um die Vorrangstellung der Wirkungs- versus der Prozeßforschung. Geht es um Wirkungsforschung, so fühlt sich ein Praktiker leicht existentiell bedroht. Fragen wie: «Bin ich auch gut genug? Kann ich den Theoretikern genügen? Bin ich belest und auch theoretisch reflektiert genug? Was ist, wenn ich meine Effizienz nicht nachweise?» hemmen die Bereitschaft von Praktikern, zu kooperieren. Ängste und Vorbehalte bestehen oftmals zu Recht. Lassen Auftraggeber von Supervision die geleistete Arbeit in der Supervision evaluieren, wie es z. B. kirchliche Träger z. Z. vermehrt tun (vgl. z. B. Schneider & Müller 1995), werden die Ergebnisse Auswirkungen auf die Zahlungsfreude der Träger haben. Geschieht diese Forschung dann in Form von Fragebogenerhebungen nach dem Muster: »Mir hat die Supervision etwas gebracht/nichts gebracht«, versehen mit einer 5er-Skalierung, so regt sich nur allzu verständlicher Unmut bei den Praktikern. Wissen doch erfahrene Supervisoren, daß die Effekte ihrer Arbeit oft mit Depotspritzen zu vergleichen sind, sie zeigen erst auf lange Sicht Wirkung und sind nicht im Anschluß an die Sitzung meßbar. Manche Effekte supervisorischer Arbeit werden erst nach Beendigung des supervisorischen Kontraktes erlebbar und sichtbar und lassen sich nicht durch inhaltsleere Fragebogenuntersuchungen, die im Anschluß an einzelne Supervisionssitzungen durchgeführt werden, nachweisen. Dabei geht es nicht darum, das berechnete Kundeninteresse, das externe Kriterium der Zufriedenheit des Auftrags- und Geldgebers, sei es nun der Patient, der Klient, die Institution oder die Organisation, aus den Augen zu verlieren.

Supervision als kreativer und poetischer Prozeß

Buchholz (1997) vertritt die Meinung, daß sich das Verhältnis zwischen Wissenschaftlichkeit und dem professionellen Handlungssystem der Psychotherapie nicht hierarchisch darstellen lasse, so als stehe Wissenschaft letztinstanzlich über dem praktisch-professionellen Tun. Beide Bereiche haben sich vielmehr als eigenständige und nebeneinander stehende Diskurs- und Handlungsformen herausgebildet. »Professionell«, so Buchholz (ebd., S. 83), »ist, eine Antwort auf komplexe, instabile, einzigartige und unsichere Situationen zu finden, von denen man selbst ein Teil ist.« Er fügt dem eine wichtige Präzisierung an. Es gehe nicht eigentlich darum, eine Antwort zu »finden«, sondern sie zu »erfinden«. Supervisoren greifen dabei vornehmlich auf metaphorische Gleichungen zurück, die es erlauben, die Situation neu bzw. in einem anderen Licht wahrzunehmen, in

die sich die Supervisoren aber auch selbst einschreiben und eingeschrieben sind. Wenn einem Therapeuten in der Supervision etwa zu einer Patientin, die sich gegenüber ihrem Freund nicht durchsetzen kann und mit psychosomatischen Symptomen reagiert, sich in der Therapie aber zunehmend attraktiver zeigt, einfällt, sie gehe gleichsam mit ihm fremd und der Supervisor dies in die metaphorische Formel »Therapie ist Fremdgehen« zu fassen versteht, so wird mit dieser Formel die therapeutische Situation neu erschlossen. Weil der Therapeut erkennen konnte, daß er Teil der Situation ist (die Psychoanalyse faßt dies in den Begriffen von Übertragung und Gegenübertragung zusammen), wird auch die Patientin »auf eine neue Weise Teil der Situation« (ebd., S. 82; Hervorheb. im Original). Therapeutisches Handeln gleicht also einem eher ästhetischen bzw. poetischen Tun, das neue Welten intersubjektiv und dialogisch herstellt. Durch metaphorische Gleichungen, die nicht mit Definitionen zu verwechseln sind, verändert sich die Perspektive, und es wird etwas hervorgerufen, das vorher nicht »da« war.

Der dialogische Prozeß der Übertragung

Wir wollen nun einige Schlaglichter auf das poetisch bzw. ästhetisch genannte Tun von Supervisoren werfen. Die erste Betrachtung gilt einem klassischen Topos der psychoanalytischen Theorie: der schon erwähnten Übertragung, die wir in jeder Hinsicht für grundlegend halten. Dabei soll deutlich werden, daß das Novellistische, von dem Freud in den »Studien über Hysterie« (s.o.) spricht, nicht nur im Abfassen von Fallgeschichten zu suchen ist. Die Form spiegelt sich hier gleichsam im Inhalt wider: Supervisor und Supervisanden schaffen und konstruieren in möglichst entwicklungsfördernder Weise eine neue Erzählung.

Sowohl in der »Traumdeutung« (Freud 1900, S. 568ff.) als auch in anderen Schriften der Jahrhundertwende – zu nennen ist hier an erster Stelle die Fallgeschichte »Dora« (Freud 1905) – entwirft Freud ein gleichsam textuell-schriftliches und dialogisch-intersubjektives Modell der Übertragung (vgl. dazu auch Weiß 1988). Er versteht Übertragungen hier nicht als abbildgetreue »unveränderte Neuauflagen« oder »einfache Neudrucke« (Freud 1905, S. 280) eines Urtextes, der in seiner ursprünglichen Präsenz wiederaufersteht. Die Übertragungen haben vielmehr als »Neubearbeitungen« (ebd.) zu gelten, die sich »an irgendeine geschickt verwertete reale Besonderheit an der Person oder in den Verhältnissen des Arztes anlehnen« (ebd.), also sich immer schon auf eine intersubjektive Beziehungswirklichkeit beziehen. Im Gegensatz zu den späteren behandlungstechnischen Schriften, in denen die Übertragung vornehmlich unter dem Gesichtspunkt ihrer Beherrschbarkeit abgehandelt wird, und auch im Kontrast zu späteren Formulierungen in der psychoanalytischen Ich-Psychologie, in der die Übertragungsbeziehung von einem »realen« Arbeitsbündnis autoritativ abgetrennt wird, ist sie in der Zeit

der Ausarbeitung der Theorie des Unbewußten nicht als ahistorische und blinde Wiederholung konzipiert. Sie erscheint vielmehr als eine intersubjektive, eigenständig neue und je spezifische unbewußte Beziehungswirklichkeit und ist nicht allein der einsame Abdruck der Vergangenheit des Patienten, der supervidiert wird. Unter den spezifischen Bedingungen der Übertragungswirklichkeit versucht der Supervisor von Psychotherapieprozessen auch in der supervisorischen Situation und Beziehung, die »rätselhafte Anrede« (Laplanche 1988) des Patienten, gespiegelt in der Form der Anrede des Fall-erzählers zu übersetzen und mit ihm zusammen die Patientenbiographie neu zu lesen bzw. zu schreiben.

Die kreativen Prozesse in der Supervision – Supervision als gemeinsames Sinnverstehen

Sigmund Freud zitiert in »Die Traumdeutung« (1900) einen Brief F. v. Schillers an seinen Freund Körner (Brief vom 1. Dezember 1788), der sich über seine mangelnde Produktivität beklagt:

»Der Grund deiner Klage liegt, wie mir scheint, in dem Zwange, den dein Verstand deiner Imagination auferlegt. Ich muß hier einen Gedanken hineinwerfen und ihn durch ein Gleichnis versinnlichen. Es scheint nicht gut und dem Schöpfungswerke der Seele nachteilig zu sein, wenn der Verstand die zuströmenden Ideen, gleichsam an den Toren schon scharf mustert. Eine Idee kann, isoliert betrachtet, sehr unbedeutend, sehr abenteuerlich sein, aber vielleicht wird sie durch eine, die nach ihr kommt, wichtig, vielleicht kann sie in einer gewissen Verbindung mit anderen, die vielleicht ebenso abgeschmackt erscheinen, ein sehr zweckmäßiges Glied abgeben: – Alles das kann der Verstand nicht beurteilen, wenn er sie nicht so lange festhält, bis er sie in Verbindung mit diesen anderen angeschaut hat. Bei einem schöpferischen Kopfe hingegen, deucht mir, hat der Verstand seine Wachen von den Toren zurückgezogen, die Ideen stürzen pele-mele herein, und alsdann erst übersieht und mustert er den großen Haufen. Ihr Herren Kritiker, und wie Ihr Euch sonst nennt, schämt oder fürchtet Euch vor dem augenblicklichen, vorübergehenden Wahnwitz, der sich bei allen eigenen Schöpfungen findet und dessen längere oder kürzere Dauer den denkenden Künstler von dem Träumer unterscheidet. Daher Eure Klagen der Unfruchtbarkeit, weil ihr zu früh verwerft und zu streng sondert« (zit. nach Freud 1900, S. 107f.).

Ähnlich ist die Methodik der tiefenpsychologisch orientierten Supervision angelegt. Durch die gleichschwebende Aufmerksamkeit des Supervisors, der »seine Wachen von den Toren des Verstandes« zurückzieht, wie Schiller es

nennt, öffnet er sich den verbalen und nonverbalen Äußerungen der Supervisanden so weit wie möglich, um ein angemessenes Verständnis von deren innerer und äußerer Welt zu entwickeln. Psychotherapeutische Interventionen, z. B. Deutungen, die nachhaltige Wirkung zeitigen, brauchen diesen Rückzug von zu engen, vorgegebenen Deutungsmustern. Das hermeneutische Verstehen in der Supervision meint »Verstehen als emotionale Teilhabe, empathisches Verstehen und Verstehen als Sinnverstehen« (Körner 1985, S. 66). Sinnverstehen ist dabei die Produktion von etwas gemeinsamen Neuem. Vor dem Hintergrund der jeweils eigenen Lebensgeschichte verschränken sich die Sinnperspektiven von Supervisor und Supervisanden zu einer subjektiven und einzigartigen Kreation. In den tiefenpsychologisch fundierten Supervisionsprozessen wird versucht, etwas Neues zu finden und nicht zu den verborgenen, latenten Sinngehalten des Gesprochenen, also etwas schon Fertigen, vorzudringen. Die Interpretation muß aus dem Wort heraus – in der Sprache der Falldarsteller – entwickelt werden, aber nicht im Sinne eines Aufdeckens des »wirklich« oder »eigentlich« Gemeinten.

Die Selbstreflexivität des Supervisors

Hermeneutisches Verstehen in den tiefenpsychologischen Supervisionsverfahren setzt die Reflexion der eigenen Voraussetzungen, der kontextuellen Bedingungen und der aus der Interaktion gewonnenen Daten und des Übertragungs-Gegenübertragungsgeschehens in der Supervisionssitzung voraus. Um sich dem nie abgeschlossenen Prozeß des Sinnverstehens zuzuwenden, braucht der Supervisor Zugriff auf sein primärprozeßhaftes Erleben. Es bedarf einer hohen Sinnerfassungskapazität – ähnlich wie bei einem Künstler – auf Seiten des Supervisors, damit es gelingt, die inneren Prozesse, die in der Begegnung mit dem Supervisanden, der Supervisionsgruppe oder dem Team evoziert werden, fällig zu nutzen. Nur dann können Gegenübertragungsphänomene für die Diagnostik und Intervention wirksam werden. Zum Verständnis der Worte, Szenen und Einfälle der Supervisanden gibt es keine eindeutigen Übersetzungsregeln. Formeln wie »Jeder Borderliner spaltet das Team« greifen zu kurz, wenden den supervisorischen Prozeß in Richtung einer kausal-mechanistischen Weltauffassung.

Mit gleichschwebender Aufmerksamkeit dem psychischen Material gegenüber, das der Supervisand z. B. durch freie Assoziation dem Supervisor liefert, soll dieser zunächst durch keinerlei Muster des Aufmerkens eingeschränkt sein. Ohne einschränkende Scheuklappen, was auch theoretische Abstinenz bedeutet, soll den Äußerungen des Supervisanden begegnet werden. Durch die paradoxe Haltung der Neutralität ist es möglich, daß der Blick nicht an den Tatsachen fixiert bleibt, sondern die unbewußten Prozesse Raum greifen können. Erst die gleichschwebende Aufmerksamkeit ermöglicht

eine Beachtung der flüchtigen und schnell wieder entschwindenden Phänomene des Unbewußten.

Der psychischen Verfaßtheit des Supervisors muß insofern viel Augenmerk gewidmet werden, da seine Ängste, Hemmungen und Symptome während des Supervisionsprozesses ein janusgesichtiges Phänomen sind. Sie können auf der einen Seite den Erkenntnisprozeß blockieren oder stören, sie sind aber auf der anderen Seite auch Ausdruck der Psychodynamik des Patienten oder der Gruppendynamik des Teams. Im Laufe einer gelungenen supervisorischen Weiterbildung läßt sich die persönliche Abwehrschwelle, die die Wahrnehmung des Supervisors einengt, herabsetzen. Die methodische Selbstreflexion ist wesentliche Voraussetzung gelungener Supervision, denn sie hilft, Gegenübertragungsphänomene adäquat einzuordnen. Die Methode der Selbstreflexion ist eine kritische Hermeneutik der Selbsterkenntnis: »Das Selbst verfremdet sich, stellt sich selbst gegenüber, objektiviert sich, macht sich damit zum Gegenstand der Analyse und gelangt auf diese Weise zu Erkenntnissen von seiner Beschaffenheit, Genese und unbewußten Einbettung in die soziale Lebenssituation, wie sie ihm innerlich ist. Ein entscheidender Aspekt in diesem Prozeß der Selbsterkenntnis ist, daß das Selbst (Ich) sich selbst gegenüber Distanz, einen Spielraum gewinnt, der es ermöglicht, sich von verschiedenen Gesichtspunkten aus wahrzunehmen, verschiedene Haltungen sich selbst gegenüber einzunehmen und auszuprobieren. Damit ist die Möglichkeit der Selbstkritik und Selbstveränderung gegeben« (Leithäuser & Volmerg 1988, S. 214f.).

Supervision kann bei der Wahrnehmung des Primärprozeßhaften nicht stehenbleiben. Der Dialog mit den Supervisanden verläuft niemals als »reine« »theoriefreie« Begegnung. Wir brauchen Hilfsmittel bei der Übersetzung ins Sekundärprozeßhafte, nämlich vorhandene und bewährte Ätiologie psychischer Störungen – und Supervisionstheorie. Die jeweils leitenden Therapie- und Supervisionskonzepte können als Dolmetscher bei der Übersetzung des Primärprozeßhaften ins Sekundärprozeßhafte verstanden werden. Bei den emotionalen Prozessen des Supervisors handelt es sich demnach nicht um originäre Abbildungen der Psychodynamik des Patienten oder des Teams, sondern um das Ineinandergreifen seiner subjektiven Wirklichkeit in die seines Gegenübers. Die jeweiligen professionellen Verarbeitungsprozesse des Supervisors sind schulenspezifisch sozialisiert. Die Wahrnehmung ist in spezifischer Weise gerichtet und die Interventionsstrategie beeinflusst von der spezifischen intellektuellen Heimat des Supervisors, sei es nun die Familientherapie, die Selbstpsychologie, die Gestalttherapie, die Objektbeziehungstheorie oder die Ichpsychologie. Der Supervisand wird im Laufe des supervisorischen Prozesses in die jeweilig leitenden Paradigmen hineinsozialisiert.

Es geht im supervisorischen Geschehen immer wieder um den Wechsel zwischen Involvierung in die emotionalen Prozesse der Supervisionsgruppe sowie deren Interaktion mit uns und theoriegeleiteter Distanznahme. Sich

einzulassen auf die Narrationen der Supervisanden und wieder aus ihnen herauszutreten und mit den zur Verfügung stehenden Mitteln der Erkenntnis analytisch klar zu blicken. Petzold (1988) beschreibt diese Haltung des Psychotherapeuten als »partiell-Engagement«. Er beschreibt ein Beteiligtsein ohne verstrickt zu werden, das getragen ist vom Respekt den Supervisanden und deren Klientel gegenüber.

Systematische Heuristik

Die Arbeit von Supervisoren kann als »systematische Heuristik« verstanden werden; so verstanden ist sie Kunst und Wissenschaft zugleich. Es stellt sich in diesem »Kunsthandwerk« die Aufgabe, in flexibler Weise Teiltheorien zu verbinden und Erklärungsmodelle zu generieren. Dies erfolgt in der Verbindung mit Alltags- und klinisch-professioneller Erfahrung sowie theoretischem Wissen. Supervision kann wie Psychotherapie als hermeneutische Suchbewegung (vgl. Petzold 1988) in unbekanntem und wenig erfaßten Bereichen beschrieben werden. Aufgrund breiter Kenntnisse verschiedener Theorien können synoptisch, d.h. in der Zusammenschau vieler Ergebnisse, handlungsleitende Konzepte entwickelt werden. Phänomenologie und Heuristik erweisen sich hier als besonders geeignete methodische Grundlagen. Probleme werden in der systematischen Heuristik durch »virtuelle Korrespondenzprozesse« (Petzold 1988), d.h. in der Auseinandersetzung mit theoretischen Positionen und durch Praxisdiskurse, geklärt.

Metatheoretisch lassen sich solche Prozesse als phänomenologisch-struktural (im Sinne von Merleau-Ponty 1984) bzw. als tiefenhermeneutisch (Ricoeur 1969) kennzeichnen. Ausgehend von der Phänomenologie französischer Prägung können auch Supervisionsprozesse »vom Leibe her« und »aus den Sinnen Sinn schöpfend« verstanden werden. Die phänomenale Wirklichkeit erfährt eine gemeinschaftliche Auslegung ihres gegenwärtigen Kontextes auf seinen strukturalen Grund hin, der in der Geschichte der Individuen und in den Ordnungen der Institutionen ruht. Damit wird die Phänomenologie in Richtung einer gemeinschaftlichen Hermeneutik bzw. Tiefenhermeneutik »vom Leibe« und »von der Sozialität her« erweitert. Diesen Korrespondenzprozessen kommt grundlegende Bedeutung zu. Als diesen Prozeß begründend ist die hermeneutische Spirale des Erkenntnisgewinns zu sehen: Vom Wahrnehmen zum Erfassen, vom Verstehen zum Erklären schreiten Erkenntnisprozesse korrespondierend – als gemeinsame Schöpfung voran.

**Abschließende Bemerkung – oder:
Brauchen wir eine Supervisionswissenschaft mit
eigenen Forschungsmethoden?**

Die Supervisionsforschung steht vor der Entscheidung, ob sie eine eigenständige Forschungsmethodologie oder sogar eine eigene Wissenschaft braucht. Angesichts der Schwierigkeiten, ihre Praxis von anderen Beratungsformen und der Psychotherapie abzugrenzen, erscheint dieser Weg wenig erfolgversprechend. Durch diese Bemühungen würde viel Energie in eine methodologische Nabelschau fließen, die wahrscheinlich besser in konkrete Praxisforschung einmünden sollte, die sich den vielen Anforderungen und Fragen der Praxis stellt, zu denen z.B. die Beantwortung der Frage gehört, welche Grenzen und klaren Indikationskriterien es zum Einsatz von Supervision mit ihren unterschiedlichen Settings gibt. Zur Klärung dieser praxisrelevanten Fragen sollte der Versuchung widerstanden werden, eine Aufwertung von Supervision zu erzielen, indem man sich auf die Entwicklung abgrenzbarer Forschungsmethodologien konzentriert.

Summary

Supervision: Art or Science?

Supervision can be viewed at from two perspectives: One may see supervision simply as an application of results of scientific research. Alternatively, one may see supervision as an »art«. We suggest that the professional practice of supervision can not be bound exclusively to a scientific system of rules but that it must combine both perspectives, thus profiting from their specific forms of discourse and action. The actual behaviour of supervisors may be considered as a heuristic search process, and the findings of research on creativity may provide insights into that process. From a psychoanalytic viewpoint, supervision must be understood as a dialogue between subjects in which the individual or/and institutional »truth« are generated and constructed in an almost poetic-creative interaction between supervisor and supervisand.

Literatur

- Auckenthaler, A. (1995): Supervision psychotherapeutischer Praxis. Organisation – Standards – Wirklichkeit. Stuttgart: Kohlhammer
- Barlett, W. E., Goodyear, R. K. & Bradley, F.O. (1983): A multi-dimensional framework for the analysis of supervision of counseling. *The counseling Psychologist* 11, S. 9-17
- Buchholz, M. B. (1997): Psychoanalytische Professionalität. Andere Anmerkungen zu Grawes Herausforderung. *Forum der Psychoanalyse* 1, S. 75-94
- Bude, H. (1993): Freud als Novellist. In: U. Stuhr & F.-W. Denke (Hg.): Die Fallgeschichte. Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument. Heidelberg: Asanger
- Carifio, M. S. & Hess, A. K. (1988): Was kennzeichnet den idealen Supervisor? *Report Psychologie* 42, S. 18-27
- Freud, S. (1895): Studien über Hysterie. GW Bd. I
- Freud, S. (1900): Die Traumdeutung. GW Bd. II/III
- Freud, S. (1905): Bruchstück einer Hysterieanalyse. GW Bd. V
- Freud, S. (1907): Der Wahn und die Träume in W. Jensens »Gradiva«. GW Bd. VII
- Freud, S. (1920): Zur Vorgeschichte der analytischen Technik. GW Bd. XII
- Goffman, E. (1972): Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Jaeggi, E. (1991): Der Wechselbalg Psychotherapie. Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis 2, S. 117-129
- Jaeggi, E. (1994): Das Flimmern auf der Leinwand: Psychotherapieforschung und Psychotherapie. *Journal für Psychologie* 1, S. 53-64
- Körner, J. (1985): Vom Erklären zum Verstehen in der Psychoanalyse. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Laplanche, J. (1988): Die allgemeine Verführungstheorie und andere Aufsätze. Tübingen: edition diskord
- Leithäuser, T. & Volmerg, B. (1988): Psychoanalyse in der Sozialforschung. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Martin, J. S., Goodyear, R. K. & Newton, F. B. (1987): Cincal supervision. An intensive case study. *Professional Psychology: Research and Practice* 18, S. 225-235
- Merleau-Ponty, M. (1984): Das Auge und der Geist. Hamburg: Felix Meiner Verlag
- Ricoeur, P. (1969): Die Interpretation. Versuch über Freud. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Petzold, H. (1988): Integrative Bewegungs- und Leibtherapie: ein ganzheitlicher Weg leibbezogener Psychotherapie. Paderborn: Junfermann
- Petzold, H. (1996): Die normierende Kraft der Leitbilder und Qualitätsstandards – ein Diskussionsbeitrag. *DGSv-aktuell* 2, S. 23-28.
- Schneider, K. D. & Müller, A. (1995): Evaluation von Supervision. *Supervision* 27, S. 86-99
- Seiffge-Krenke, I. (1974): Probleme und Ergebnisse der Kreativitätsforschung. Bern; Stuttgart; Wien: Huber

Weiß, H. (1988): Der Andere in der Übertragung. Untersuchung über die analytische Situation und die Intersubjektivität in der Psychoanalyse. Stuttgart und Bad Cannstatt: frommann-holzboog

Anschrift der Verfasser
Dr. Heidi Möller, Dr. Wolfgang Hegener,
Technische Universität Berlin,
Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften,
HAD 40, Hardenbergstraße 4-5, 10623 Berlin